

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementpreis** pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 85 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postgeltungskarte Nr. 4568) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

**Chefredaktion:**  
**Dr. Bruno Schoenlant.**

**Inserate** werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Sprechstunde 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

## Prinzenleiden.

\* Leipzig, 24. Januar.

Aus München wird uns vom 23. Januar geschrieben:

Alle gefühlvollen altbayerischen Seelen trauern in diesen Tagen um das Geschick eines bayerischen Prinzen. Hier in München war die Trauer am Sonntag sogar ziemlich stark mit Entrüstung gemischt, und wenn Prinz Alfons — das ist der Betrauerte — einen kleinen demonstrativen Umritt beliebt hätte, — wer weiß, ob dann nicht ein bißchen Kravall entstanden wäre.

Aber der Prinz, der so plötzlich seiner militärischen Stellung als Generalmajor und Kommandeur der ersten Kavalleriebrigade enthoben wurde, blieb in seinem Palais, und deswegen begnügten sich die mit ihm fühlenden männlichen und weiblichen Spießbürger damit, ihren Anmut in sehr vielen urbarianischen Kraftworten an die Luft zu lassen. Was sie wohl noch längere Zeit hindurch üben werden, denn, wie gesagt, die Sache geht ihnen sehr zu Herzen.

Seit dem Tode des Königs Ludwig II. hat sich nämlich bei allen, die noch zu derartigen Empfindungen befähigt sind, die monarchische Sehnsucht auf den Prinzen Alfons konzentriert. Schon sein Vater, der Bruder des jetzigen Prinzregenten, der Prinz Albrecht, war eine sehr populäre Figur. Und dem Sohne blieb der Dank für die jübale Einfachheit, mit der sein Vater im ersten besten Wirtschaftshaus, in der ersten besten Tafelrunde seine „Geschmollenen“ oder seine Weiswürste verzehrte. Und Prinz Albrecht war mit erfreulichem Hunger und Durst gesegnet.

Die Liebe für den Sohn vergrößerte sich noch, als bekannt wurde, daß er jede Beteiligung an dem Entmündigungsverfahren gegen Ludwig II. abgelehnt hatte. Und wenn das Oktoberfest kam mit seiner Auffahrt der Höhen, war Alfons stets der Gegenstand lauter Ovationen, während die Menge den übrigen Höhen gegenüber sich peinlich kühl verhielt.

Nur einmal bekam auch Prinz Ludwig etwas von diesem Enthusiasmus zu kosten; das war im Oktober nach seiner Moskauer Basalatrede. Aber nach der dieser Reise war diese Begeisterung wieder verblasst, und so freundlich und leutselig Prinz Ludwig und sein Vater auch grüßten, die Menge blieb eigensinnig und bedorzugte den Sohn Albrechts.

Dieser Prinz nun, der Nutznießer einer „unmehrbaren Popularität“, wie sich ein Centrumblatt ausdrückt, er-

hielt am 12. Januar, am Tage seiner Rückkehr von Weimar, wo er noch bei der Beerdigungsfeier den Prinzregenten vertreten hatte, den „blauen Brief“. Die Verwunderung über dieses Ereignis war allgemein. Zwar suchte man, daß seit geraumer Zeit gewisse hohe Damen sehr eifrig gegen Alfons arbeiteten, weil er die fidele Gesellschaft niedlicher Theatermädchen dem häuslichen Glück vorzöge, das ihm seine ernste, fromme und sehr sparsame Gattin bereite. Eine muntere Sängerin vom Hoftheater bekam infolge dieser prinziplichen Zuneigung schon lange vor ihm den blauen Brief. Auch bestand bei Leuten, die das militärische Avancement der Prinzen der regierenden Familie abzuschätzen wußten, kein Zweifel darüber, daß Alfons als Brigadier dem jetzt in Bamberg residierenden Rupprecht im Wege stand. Und obgleich weiter bekannt war, wie sehr sich Rupprecht und seine junge Frau nach München zurücksehnten, dachte schon deswegen niemand an die Möglichkeit einer so raschen Beiseiteschiebung des prinziplichen Veters, weil gewisse Kreise ängstlich bemüht schienen, in diesem Jahre wenigstens jede Mißstimmung zwischen „Volk“ und Krone fernzuhalten, denn am 12. März soll ja der 80. Geburtstag des regierenden Herrn besonders festlich begangen werden.

Die offiziöse Lesart ist nun die: Prinz Alfons sei zur Uebernahme einer höheren Kommando stelle nicht befähigt gewesen und „das Volk“ solle sich deswegen über die Entlassung freuen, weil daraus hervorgehe, wie man bei uns „ohne Ansehen der Person“ gerecht verfare nach „rein militärischen Gesichtspunkten“. Wenn das richtig wäre, müßten aber sämtliche Prinzen den Dienst quittieren, denn, so vortreffliche Leute sie sonst sicher sind, ein militärisches Genie ist nicht darunter. Der Vorgesehne von Alfons, Prinz Arnulf, ist sogar vor Jahren der Held eines vielbelasteten Manövernachrichtens gewesen, ohne daß sein Avancement dadurch beeinträchtigt wurde. Was dem Prinzen Rupprecht erst im vergangenen Jahre passierte, ist an dieser Stelle ausführlich behandelt worden.

Nun soll es allerdings auch mit dem Prinzen Alfons bei den letzten Manövern einiges gegeben haben, was die Neuesten Nachrichten wie folgt berichten:

Während des Manövers hatte Prinz Alfons mit dem 1. Armeecorps führender Generalleutnant Freiherr v. König (Prinz Arnulf war wegen Krankheit verhindert, sein Kommando ausüben) zu wiederholten Malen Auseinandersetzungen über die Ausführung von Befehlen; so wird uns als ein Anlaß zur scharfen Kritik die Anordnung des Prinzen angeführt, nach der er seinen Regimentern beim Absteige über ein äußerst feines und gebirgtes Terrain befahl, abzusitzen und die Pferde an

den Säugeln hinabzuführen, um Verluste an Pferdmaterial zu verhüten. Dieses Vorgehen fand jedoch nicht den Beifall des Veters des Armeecorps und Prinz Alfons sog sich dadurch eine Rüge zu, auf die er replizierte. Mit den Worten: „Er. Majestät Pferde können ja wieder ersetzt werden“, ließ der General den Prinzen stehen. Außerdem kam es während des vorjährigen Manövers noch zu weiteren Auseinandersetzungen zwischen den beiden Kommandoführern, dem Prinzen Alfons und General Freiherr v. König. Als Prinz Arnulf das Kommando des Armeecorps wieder übernommen hatte, erhielt er einen Bericht über die Thätigkeit des Prinzen Alfons während des Manövers, der darin gipfelte, daß Prinz Alfons nicht geeignet sei, ein höheres Kommando — es handelt sich dabei um Führung einer Division — zu versehen. Diese Censur unterzeichnete Prinz Arnulf und brachte sie zur Kenntnis des Kriegsministers. Die weitere Folge war nun, daß, nachdem der Prinzregent davon benachrichtigt worden war, dem Prinzen Alfons der „blaue Brief“ zugestellt wurde. Dies geschah gerade an dem Tage, an dem Prinz Alfons von den Befehlsgewaltigkeiten aus Weimar zurückkam, am 12. Januar, und zwar nach der Ablegung in der königlichen Residenz, wo er seinem Onkel über die Reise nach Weimar Bericht erstattet hatte. Prinz Alfons hat nun um seine Enthebung von der Kommando stelle. Dieser rasche, und ohne weitere Begründung erfolgte Entschluß des Prinzen veranlaßte den Kriegsminister zum direkten Vortrag bei Sr. Igl. Hoheit dem Prinzregenten, der dem Vorschlage des Kriegsministers bezw. des Armeecorps-Kommandos zustimmte.

Diese Vorgänge sind mindestens seltsam. Wenn der Prinz wegen völlig gerechtfertigter Schonung der Mannschaften und des Pferdmaterials gemäßigter wurde, so muß die bayerische Militärpraxis im nächsten Landtage doch gründlich geprüft werden. Denn „Er. Majestät Pferde“ werden, wie unser hiesiges Parteiorgan richtig sagt, nicht vom Prinzen Arnulf und dem General König sondern von den Steuerzahlern „ersetzt“. Das fühlen auch die ultramontanen Blätter, die laut über das wenig solidarische Benehmen des Prinzen Arnulf klagen. Die führende Neue Bayerische Zeitung schwingt sich sogar zu der folgenden harten Betrachtung auf:

Was seitens des Herrn v. König geschehen, tritt noch verhältnismäßig zurück hinter dem, was Prinz Arnulf vollzogen hat. Prinz Arnulf, der Vetter des Prinzen Alfons, hat die Censur des Herrn v. König, daß Prinz Alfons nicht geeignet sei zur Führung eines höheren Kommandos, unterstützt und an den Kriegsminister hinübergelassen zum Vollzug. Es sei weit entfernt von uns, der militärischen Begründung nachzugehen. Wie die Sachlage hierüber zu urteilen haben, ist ihre Sache, die ihnen allein zusteht. Uns obliegt die Prüfung der etwaigen politischen Wirkung dieses ganzen Vorganges. Und da müssen wir sagen: In Preußen wäre so etwas ganz unmöglich, und es sollte in Bayern erst recht unmöglich sein. Wenn der Bayerische Kurier meint, es sei für jeden „halbwegs Eingeweihten“ unglücklich, wie muß erst die Auffassung der Volkskreise sein? Und nun der Abstand zwischen dieser öffentlichen Meinung und der Wirklichkeit!

Es handelt sich nicht bloß darum, daß allenthalben das Volk und die gebildete Welt das Vorgehen des Prinzen Arnulf für unbegründet hält, daß es den Prinzen Arnulf in der herbsten Weise beurteilt, sondern diese Unpopularität wirkt

## Seuiletton.

Nachdruck verboten.

### Rot und Schwarz.

Von Stendhal (Henri Beyle).

(Uebersetzt von Friedrich von Oppeln Bronikowsky.)

Nach Hause zurückgekehrt, behauptete Mathilde, Fieber zu haben, und brachte, was Frau de la Mole auch sagen mochte, einen Teil der Nacht am Klavier zu. Sie sang die berühmte Arie, die sie so entzückt hatte. Das Resultat dieser tollen Nacht war, daß sie über ihre Liebe zu triumphieren glaubte. (Diese Seite wird dem unglücklichen Autor in mehr als einer Hinsicht schaden. Kalte Seelen werden ihn der Unanständigkeit zeihen. Er thut den jungen Damen, die in den Salons von Paris glänzen, nicht den Schimpf an, zu behaupten, daß auch nur eine von ihnen solcher Tollheiten fähig sei, wie sie Mathildens Charakter herabsetzen. Diese Figur beruht ganz auf Einbildung und steht selbst als solche ganz außerhalb der sozialen Gewohnheiten, die der Civilisation des 19. Jahrhunderts zu allen Zeiten einen so hervorragenden Raum anzuweisen werden. In Verständigkeit fehlt es den jungen Damen, welche die Pferde der Wälle dieses Winters waren, keineswegs. Ich glaube auch nicht, daß man ihnen vorwerfen kann, ein glänzender Vermögen, Pferde, schöne Güter und was sonst eine angenehme Stellung in der Welt sichert, allzusehr zu verachten. Weit entfernt, nur Langeweile in diesen Vorzügen zu sehen, sind sie gewöhnlich sehr dafür eingenommen, und wenn überhaupt Leidenschaft in den Herzen lebt, so sind sie für sie entbrannt.

Ebenso wenig ist es die Liebe, die das Glück junger, begabter Leute wie Julian ausmacht. Sie klammern sich mit unüberwindlicher Fähigkeit an eine Clique, und wenn diese Clique Glück hat, so regnen alle Vorteile der Gesellschaft auf sie herab. Wehe dem studierten Manne, der keiner Clique angehört, man wird ihm auch die kleinsten, unsichersten Erfolge vorwerfen, und die hohe Tugend triumphiert, indem sie ihn beraubt. . . Ja, mein Herr, ein Roman ist ein Spiegel, der sich auf einer Landstraße bewegt. Bald spiegelt er das Blau des Himmels wieder, bald den Schmutz und Schlamm des Weges. Und der Mensch, der den Spiegel in seinem Korbe trägt, wird von Ihnen der Immoralität bezichtigt. Sein Spiegel zeigt den Schmutz, und Sie klagen den Spiegel an! Klagen Sie lieber die Straße an, oder den Morast, oder besser den Straßeninspektor, der das Wasser sich aufstauen und den Schlamm sich bilden läßt.

Jetzt, wo wir uns darüber einig sind, daß Mathildens Charakter in unserem ebenso vorsichtigen wie tugendhaften Jahrhundert unmöglich ist, fürchte ich weniger, anzustößen, wenn ich die Erzählung von den Thorheiten dieses liebenswürdigen Mädchens fortsetze.)

Den ganzen folgenden Tag über lauerte sie auf Gelegenheiten, sich ihrer Herrschaft über ihre tolle Leidenschaft zu versichern. Es war ihre feste Absicht, Julian in allem zu mißfallen, aber keine seiner Bewegungen entging ihr.

Julian war zu unglücklich und vor allen Dingen zu aufgeregter, um ein so kompliziertes Manöver der Leidenschaft zu erraten; noch weniger erkannte er, wie vorteilhaft es für ihn war; er war das Opfer; niemals war sein Schmerz vielleicht so grenzenlos gewesen. Seine Handlungen waren so wenig der Vernunft unterworfen,

daß wenn irgend ein grämlicher Philosoph ihm gesagt hätte: „Denken Sie daran, schnell aus der Ihnen günstigen Stimmung Vorteil zu ziehen; in dieser Art Verstandesliebe, wie man sie in Paris findet, kann ein bestimmter Zustand nur zwei Tage dauern,“ — so hätte er ihn nicht verstanden. Aber so exaltiert Julian war, er hatte doch Ehrgefühl. Seine erste Pflicht war Verschwiegenheit, das wußte er. Sie! Hat holen und seine Qualen dem ersten besten erzählen, wäre ein Glück gewesen, wie wenn ein Unglücklicher, der eine glühende Wüste durchwandert, vom Himmel mit einem eiskalten Wassertröpfchen erquikt wird. Er kannte die Gefahr, er fürchtete mit einem Thränenstrom zu antworten, wenn ein Indiskreter ihn fragen würde; er schloß sich in sein Zimmer ein.

Er sah Mathilde lange im Garten spazieren gehen; als sie ihn endlich verließ, ging er hinunter und näherte sich dem Rosenstrauch, von dem sie eine Blume gepflückt hatte.

Die Nacht war finster, er konnte sich seinem Schmerz ganz hingeben, ohne zu fürchten, gesehen zu werden. Es war ihm klar, daß Mathilde einen dieser jungen Offiziere liebte, mit denen sie so vergnügt gesprochen hatte. Sie hatte ihn geliebt, aber sie hatte seine geringen Verdienste erkannt.

„Und wirklich, ich habe wenige,“ sagte Julian sich aus vollster Ueberzeugung; „ich bin im ganzen ein höchst plattes und gewöhnliches Wesen, sehr langweilig für andere und ganz unerträglich für mich selbst.“ Alle seine guten Eigenschaften, alles, was er sonst mit Begeisterung geliebt hatte, war ihm tödlich zuwider, und in diesem Zustande verkehrter Einbildung wollte er das Leben beurteilen! Das ist der Fehler eines bedeutenden Mannes.